

24]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

„Also, was soll's dann?“

„Ach, ich wollte bloß sagen, daß man beim Wiedersehen viel mehr Freude empfindet, wenn man sich nicht täglich trifft. Man verzehrt sich dann in Sehnsucht und Ungeduld.“

Er hörte ihr schweigend, kummervoll, mit wachsender Betrübniß zu. Nach einer Weile begann er endlich:

„In Dir steckt viel mehr von einem Manne als in mir. Ich kann von mir nur so viel sagen, daß ich, je öfter ich Dich sehe, mich desto mehr nach Dir sehne.“

Nun senkte sich düstere Trauer wie dumpfe Grabesstille über das Gemach. Jenseits der Mauern brauste der Wind durch die heftig geschüttelten Bäume.

Dann begann er wieder:

„Willst Du also, daß ich für eine Weile verschwinde?“

In seiner Stimme war ein Beben. Anstrengend forschend sah sie ihm in die Augen; sie wagte nicht zu bejahen, seiner scheinbaren Ruhe nicht trauend. Plötzlich lachte sie aber gezwungen: „Vielleicht wär's besser, Schatz!“

Er neigte den Kopf. Wenn es ihm auch schmerzhaft war, so beglückte es ihn andererseits doch, ihr einen Wunsch zu erfüllen, selbst um den Preis eines großen Opfers für ihn.

Drei Tage sahen sie sich nicht. Nach Ablauf dieser Frist überkam sie plötzlich die Sehnsucht nach ihm. Da erkannte sie mit freudigem Staunen, wie innig sie ihn liebte. Sie lief zur Cognole.

Er war trotz aller Abrede die ganze Zeit im Walde auf der Lauer nach ihr gelegen; seine hageren, abgezehrten Wangen, seine verfürten Büge trugen deutliche Spuren des vergeblichen Harrens.

„Ich komme wieder, siehst Du's wohl?“ rief sie ihm von weitem zu; eine aufrichtige Freude durchbebte ihr ganzes Wesen.

Sie entdeckte an ihm ganz neue Schönheiten; die Trennung ließ ihn ihr verändert erscheinen, verlieh ihm etwas von einem vollständig neuartigen Menschen.

Sie bewunderte ihn, verliebt wie in früheren Tagen.

Er aber weinte; große, heiße Tränen liefen über seine gebräunten Wangen und tropften auf Germainens Hand hernieder.

„Du darfst das nicht oft wiederholen!“

Er erzählte ihr, wie tiefunglücklich er gewesen sei. Ihm seien ganz törichte Gedanken gekommen, er habe ernstlich daran gedacht, sich im Hofe ihres Hauses umzubringen.

Sie antwortete nur leichtthin:

„Du Narr! Jetzt bin ich doch da!“

Er entgegnete:

„Ach, Du hast ja recht! Jetzt hab' ich Dich wieder.“

Sie gestand ihm, daß sie anfangs die Trennung wie ein Ausruhen nach einer mühseligen Bergbesteigung empfunden habe; dann aber war es, als ob sie in ihrem Innersten eine klaffende Wunde verspürte, als ob man ihr den Magen herausgerissen hätte. Sie würde ihn überall gesucht haben, wenn's nötig gewesen wäre, selbst mitten im tiefsten Walde. Wie sehr aber liebte sie ihn jetzt dafür! Er lauschte ihr entzückt, mit dürstender Seele die Worte von ihren Lippen trinkend.

Das wurden nun ein paar glückliche Tage!

22.

Eines schönen Tages erschien der Wächter Hayot auf dem Hofe. Er besah einen großen Meierhof zwei Meilen von Hulottes Gute und war allgemein als pfiffiger Fuchs bekannt. Er war klein, unterseht, die Schlaubeit leuchtete ihm aus den Augen.

Er stieg von seinem Wägelchen herab, zog das Pferd bis zur Einfahrt und befestigte die Riegel an einem in der Mauer eingerammten Ring. Da es regnete, hielt er ein indigoblaues Parapluie mit kupfernem Griffe aufgespannt. Scharf hoben sich seine mächtigen, ziegelroten, wohlraffierten Wangen mit zwei grauen an den Schläfen klebenden Vöden von dem leuchtenden Stoffe des Schirmes ab. Er betrat den Hof und schritt, den Düngerhaufen, die Wagen im Schuppen, den ganzen Anstrich von Wohlhabenheit des Hauses mit einem einzigen Blide überfliegend, bis zu den Ställen vor.

Caiotte, die Stallmagd, melkte gerade die Kühe, auf einem niedrigen Schemelchen sitzend und mit beiden Händen die rosigen Euter bearbeitend, aus deren sich eine schöne, dicke Milch ergoß. Sein Kommen überhörend, verblieb sie in ihrer gebückten Stellung, ihre roten, bis über die Knie nackten Beine in dem fettigen Stallmist vergraben.

Auf der Schwelle stehend, ließ Hayot seine Blicke von einer Kuh zur anderen schweifen. Plötzlich aber blieb er mit dem Regenschirme an der Türschnalle hängen. Durch dieses Geräusch aufmerksam geworden, wandte sich Caiotte um und erblickte ihn in der Türe:

„Ach, der Herr Hayot!“ rief sie überrascht und strich sich hastig den Rock über den Beinen zurecht.

Er winkte ihr grüßend zu, ohne sich in seiner Betrachtung stören zu lassen. Aus dem dunstigen Dämmerdunkel des Stalles ragten die massigen Gestelle der Rinder, mächtige Licht- und Schattenflächen bildend, mit den hell schimmernden Hörnern empor; braune Rücken und schwarze Rücken drängten sich, scheinbar ineinander übergehend. Mächtig geblähte Riesenleiber kauerten, auf ihren Wammen liegend, im Stroh, oder zeigten, aufrechtstehend, zwischen den wölbigen Kniekehlen ihre rosigen Zehen. Und der Wächter musterte mit Kennerblicken die Euter, den Glanz der Felle, die Gesundheit der glänzenden, klaren Augen.

„Da hast etwas, um Sonntag mit Deinem Schatz eins zu trinken,“ sagte er, indem er drei Sous aus der Westentasche nahm.

Uebers ganze Gesicht grinsend, verlieh das Mädchen den Dreifuß und kam heran, das Geld in Empfang zu nehmen. Dann befahl er, daß sie die liegenden Kühe zum Aufstehen nötige; sie ging von einer zur anderen und stieß sie, ihre Namen nennend, mit dem Absatz ihres Holzschuhes in die Weichen. Vor einer schwarzen Kuh blieb sie stehen und sagte, indem sie ihr den Hals tätschelte:

„Die da würd' ich mir aussuchen, wenn ich eine kaufen wollt.“

Hayot merkte, daß seine Absicht durchschaut worden sei. Sichernd sah er die Stallmagd von der Seite her an und erwiderte:

„Ich glaub', Du hast ganz recht.“

Und er fügte zu den früheren Sous noch zwei hinzu.

„Schönen Dank, Herr Hayot, schönen Dank,“ wiederholte Caiotte, bei jedem Danke ihren grinsenden Mund noch verbreiternd.

Nachdem diese Freigebigkeit ihr warm ums Herz gemacht hatte, begann sie die Vorzüge der schwarzen Kuh zu rühmen und verschiedene Einzelheiten zu erzählen. Sie würde gewiß sehr bedauern, sich von ihr trennen zu müssen, allein sie wisse wohl, daß die Kühe bei Herrn Hayot in einem „guten Hause“ seien; so würde ihr die Trennung leichter fallen. Er hörte ihr nur zerstreut zu, im Geiste bereits den Preis der Kuh berechnend.

Er trat ins Wohnhaus und klopfte mit der metallenen Spitze seines Schirmes ein paarmal auf die Knieen des Flurs.

„Gollal Wächter!“

Hulotte stand in Hemdärmeln über seinen Schreibtisch gebückt, dessen vordere Wand zu einem Pulke herabgelassen werden konnte. Innen, rechts und links von dem mit Papieren vollgepropften Mittelsache, befanden sich fünf Schubladen, die der Aufbewahrung des Geldes dienten. Mit einer mächtigen Brille auf den Augen, war Hulotte in die Rechnungen des letzten Monats vertieft. Der obere Teil seiner Gestalt verschwand fast gänzlich in den Tiefen des Schreibpults. Vor ihm lag ein offenes, mit unregelmäßigen Schriftzeichen, Tintenklecksen und schmutzigen Fingerabdrücken besätes Heft. Kleine Röllchen eingewickelter Geldmünzen bedeckten den ganzen Tisch.

Er schloß das Pult und kam auf den Gast zu:

„Der Herr Hayot? — meiner Treu, er ist's! So bleiben Sie doch nicht zwischen der offenen Türe stehen!“

„Bitte, stören Sie sich nicht,“ erwiderte der andere. „Ich kam hier vorüber. Da dacht' ich mir: du mußt doch mal sehen, wie's dem Wächter geht. Und da bin ich eben hereingekommen, nur so im Vorbeifahren.“

„Aber ein Glas Bier werden Sie doch nicht ablehnen? Bitte, schließen Sie vor allem Ihren Regenschirm!“

„Nein, ein andermal. Mein Mägdelein wartet draußen. Ich gehe schon wieder, nachdem ich Sie gesehen habe.“

Gulotte nahm ihm den Schirm aus der Hand und stellte ihn zum Abtropfen auf die Kellerstiege. Dabei erklärte er, daß es gar nicht höflich von ihm wäre, wenn er tatsächlich nur eine Minute bleiben wollte, nachdem er bereits das Haus betreten habe. Da gab Hayot nach.

„Ein paar Minuten! Nur auf ein paar Minuten! Um Sie nicht zu kränken! Da darf ich nicht mehr Nein sagen.“

Mit den Schuhen auf den Fliesen stampfend, ereiferte er sich über den Regen, der schuld sei, wenn er das Haus beschmutze; dann entdeckte er vor der Stubentür eine Strohmatte und begann daran seine Sohlen sorgfältig abzureiben.

Endlich trat er ein; als er Germaine, die sich im Zimmer etwas zu schaffen machte, erblickte, kniff er die Augenlein zusammen:

„Mein Gott, wenn man denkt, wie einem die Kleine auf den Knien geritten ist! Und nun ist sie ein erwachsenes Mädel!“

Mit wachsendem Wohlgefallen betrachtete er sie, ihre einzelnen Vorzüge lobend:

„Diese Arme! Und die Hüfte! Und Augen! Das nennt man wirklich ein Prachtmädel! Ach ja! Wenn das zu unserer Zeit gewesen wäre!“

Nachdenklich fügte er hinzu:

„Ich weiß, was wir dann gemacht hätten. Aber jetzt sind wir so etwas wie Methujalems. Die Reihe ist jetzt an unseren Söhnen.“

„Ah was!“ sagte Gulotte, „so lange man noch hier etwas empfindet . . .“ Und er klopfte sich aufs Herz.

„Nein, 's ist doch nicht mehr dasselbe,“ versetzte Hayot mit einer tragikomischen Grimasse.

Er hatte sich niedergesetzt und die Beine weit ausgestreckt. Germaine bot ihm Bier, Wein oder Likör an, ganz nach seinem Belieben. Er sagte auf alles nein, und nahm schließlich ein vollständiges Frühstück an.

„Samohl, das werde ich annehmen, aber ganz ohne Umstände! Meinen Kaffee habe ich schon lange verdaut.“

Er sei um sechs Uhr morgens aufgebrochen. Unterwegs habe er sich in mehreren Wirthshöfen in Geschäften aufgehalten, wo er überall Brantwein trinken mußte, der ihm ein wenig den Magen „ausgebrannt habe“. Das alles erzählte er lachend, bei jedem Worte mit den Lippen blinzeln. Gulotte, der ein Geschäft witterte, lachte mit ihm.

„Ich bin recht unaufmerksam,“ sagte er, als sein Gast geendet hatte, „ich habe mich noch gar nicht nach dem Befinden Ihrer Frau erkundigt. Geht es ihr gut?“

„Wie immer! Ja, gottlob! Abgesehen von ihrem Rheumatismus.“

„Sie ist auch nicht mehr eine von den Jüngsten. Es geht ihr nicht besser als anderen Leuten. Der eine hat dies, der andere das; ich hab's im Kreuz.“

Und ihr Gespräch erging sich in einem gegenseitigen Austausch von Artigkeiten, während jeder von ihnen innerlich daran dachte, wie er den anderen besser überborteln könne.

Germaine breitete ein Tischtuch aus, auf das sie einen Laib Roggenbrot, eine Butterschale, Kaffeefanne und Zuckerdose stellte und eine schöne, goldgezierte Tasse mit einer Rose, die der weise Spruch umrahmte: „Fürchte nicht die Dornen!“

Hayot ließ sich, noch immer protestierend, beim Tische nieder, indem er erklärte, nichts anderes als eine Schnitte Butterbrot annehmen zu wollen; dies sei ihm mehr als genug, er habe gar keinen nennenswerten Hunger; und während er sich noch so sträubte, nahm er eine zweite Schnitte, die er reichlich butterte, und grub, als auch diese verschlungen war, seine Zähne in eine dritte. Das Brot sei wahrhaft vorzüglich; mit vollen Backen laudend, beglückwünschte er Germaine. So verzehrte er den dritten Teil des Brotes, blüdete die Butterschale und trank drei Tassen Kaffee. Dies getan, wischte er sich mit dem Zipfel des Kaffeetuches den Mund und klopfte sich zufrieden auf den Magen.

„Das war eine famosse Idee, hier einzufahren,“ sagte er. „Ich freu' mich wirklich ganz außerordentlich, Sie so wohl auf zu sehen. So einen guten, alten Freund!“

Er zündete seine Pfeife an und verlangte, die Stallungen zu besichtigen. Gulotte dachte, daß er vielleicht ein Pferd benötige und geleitete ihn in den Pferdestall. Hayot fand die Pferde prachtvoll.

„Ich hab' mich geirrt,“ dachte Gulotte bei sich, „er hätte sie sonst getadelt.“

Nun führte er ihn in den Kuhstall. Hier zeigte sich der Wiedermann weit bedenkllicher, prüfte, ohne ein Wörtchen zu reden, eine Kuh nach der anderen und äußerte schließlich, daß er schon schönere Rinder gesehen habe.

„Aha, also eine Kuh braucht er!“ sagte sich Gulotte.

Und mit der gleichgültigsten Miene der Welt, die Hände in den Hosentaschen, erwiderte er, daß es vielleicht schönere, sicher aber keine besseren Kühe als diese gäbe.

Hayot tätschelte, bis an die Waden im Mist versinkend, eine Kuh nach der anderen.

Die weiße sei zu sehr aufgebläht, die braune habe einen krankhaften Blick, die scheidige sei durch ihr Kalb erschöpft; als er bei der schwarzen angelangt war, sagte er gar nichts, sondern blies die Backen auf und zuckte die Achseln, den Pächter von der Seite her beobachtend. Sodann besichtigte er die Schweine. Als Gulotte die Stalltüre öffnete, kamen die Tiere mit verschreckten Blicken und wackelnden Ringelschwänzchen herausgewatschelt und trottelten zum Düngerhaufen. Die beiden sahen ihnen eine Weile zu, wie sie sich grunzend im Mist wälzten und mit ihren rosigen Rüsseln geschäftig unter den Strohhalm wühlten. Ab und zu glitt eines der Schweinchen auf dem schlüpfrigen Pflaster aus und überpurzelte sich im Kote, daß die Nauche hoch aufspritzte, erhob sich dann wieder und rannte so hurtig wie möglich davon, daß die fleischigen Schenkel zitterten. Ihr vorzügliches Aussehen versetzte Hayot in Entzücken.

„Sicher ist's eine Kuh, auf die er's abgesehen hat,“ dachte Gulotte wieder, seinen Gedanken nachhängend.

Er führte Hayot in den Geflügelhof, zum Holzschuppen, in den Gemüse- und den Obstgarten und von dort aus in die Felder.

Das kleine Männlein fand alles bewundernswert. Der Obstgarten sei ganz „famos“. Und erst die Kartoffeln, — na, da müsse man weit gehen, ehe man wieder so hoch aufgeschlossene fände. Als sie beim Kleeefeld angelangt waren, das eine Viertelstunde vom Hofe entfernt lag, kam er wieder auf die Kühe zu sprechen, die aufgeblähte weiße, die scheidige, die ganz hohl sei, und die schwarze, die nicht viel taue.

(Fortsetzung folgt.)

Moses Weinstock.

Eine Erinnerung aus der Wanderzeit.

Von Artur Hege.

(Schluß.)

Der Schweiß rann Moses in Strömen über das eingefallene Gesicht. Seine dunkeln Augen sahen geradeaus. Es waren merkwürdige Augen, voller Resignation und Traurigkeit. Eine Welt von Menschenleid und Jammer lag darin. Als er aufstand, schwankte er unsicher hin und her, machte einige stolpernde Schritte und setzte sich dann wieder nieder. Da wir sahen, daß er heute nicht mehr weiter konnte, sah sich Kurt nach einem Nachtlager um. Er ging weg und kam nach einer Stunde mit der Nachricht wieder, etwa ein Kilometer weit rechts von der Bahn sei ein Strohhäusen. Da es sehr warm war, hofften wir samt unserem Patienten ganz passabel darin zu schlafen und brachen auf. Moses schleppten wir, so gut es ging, mit uns. Er sprach kein Wort mehr, sein Zustand verschlimmerte sich zusehends. Was ihm eigentlich fehlte, konnte ich nicht erfahren. Es war wohl eine vollständige Erschöpfung. In den Strohhäusen gruben wir von der Seite einen Stollen und pflanzten den Weinstock hinein, so daß nur sein Kopf hervor sah. Er bekam noch eine Banane, und dann machten wir uns jeder ein gleiches Loch.

Als Moses schlief, verließen wir ihn noch einmal. Es war unterdessen dunkel geworden, und wir hatten vor uns ein Licht bemerkt, das jedenfalls von einem Farmhause kam. Unterwegs fiel ich noch in einen Schlammgraben, was auf mein Aeußeres von sehr ungünstigem Einfluß war. Es war eine große und noch ganz neue Farm. Die schwarze Köchin, die wir um etwas Essen baten, erklärte uns, der „Bos“ wäre nicht zu Hause, die „Miß“ zu Bett gegangen, überhaupt sei nichts zu essen mehr da, und „wir täten besser, ein wenig zu arbeiten“. Dann warf sie die Türe zu. Es war das erstemal, daß uns eine Negerin so entgegenkam. Sonst hatten uns auch die Aermsten ihrer Rassegenossen etwas von dem Wenigen gegeben, was sie hatten. Vorsichtigerweise schickte sie uns aber einen Arbeiter heraus, der uns vor die Farm brachte, und uns mit einem herzlichen Gutenacht entließ.

Wir waren trotzdem schlecht genug, noch einmal umzukehren und den Obstgarten einer genauen Prüfung zu unterziehen. Die Pfirsiche waren gut, doch mit den Äpfeln war nicht viel los.

Auf dem Wege nach der Bahn trafen wir den Farmer in seiner Kutsche. Er war sehr gesprächig, gab uns zehn Centis und sagte, daß wegen der großen Trockenheit die Ernte nicht gut würde, nur viel Pfirsiche gäbe es, morgen wolle er die ersten pflücken. „Sm,“ brumme Kurt, „die Wiese ist freilich abgegrast, jetzt tut es mir fast leid.“ Wir verabschiedeten uns rasch, suchten und fanden unseren Strohhäufen und krochen hinein. Weinstod schlief fest.

Am anderen Morgen war Moses körperlich leidlich munter, aber sein Gemütszustand machte mir Sorgen. Wir marschierten etwa fünf Meilen hintereinander weg, dann rasteten wir an einem Sägewerk. Kurt bekam darin Brot mit Butter und Fruchtsaft bestrichen, wir machten drei Teile, doch war Moses nicht zu bewegen, etwas zu nehmen. Er starre nur mit trüben, manchmal jäh aufflackernden Augen vor sich hin, und auf dem ganzen Marsche hatte er fast noch kein Wort gesprochen. Ich steckte ihm seinen Keil in die Tasche, dann ging es weiter. Das Wetter hatte sich über Nacht geändert. Heute segte ein kühler Nordwind mit kurzen, rauhen Stößen daher. Gegen elf Uhr fing es an zu regnen. Moses fror, ich auch, und Kurt hatte nach mehreren vergeblichen Versuchen, mit dem ihm eigenen Humor Stimmung in uns zu bringen, die Sache aufgegeben. Moses war von Meile zu Meile langsamer gegangen und setzte sich nun wortlos auf einen Stapel von Schwellen nieder. So saßen wir drei eine Weile stumm und niedergeschlagen, ließen uns nassregnen und froren erbärmlich. Moses machte mit seinen herausgezogenen Knien, dem spitzen, weißen Gesicht und den nassen Sachen einen bejammernswerten Eindruck.

Als wir etwa eine halbe Stunde gegessen hatten und Moses keine Anstalt traf, aufzubrechen, fragte ich ihn etwas ungeduldig, ob er denn noch nicht weiter könne. Er lächelte und stand sofort auf. Nun machte ich mir im stillen Vorwürfe, daß ich so rücksichtslos gegen ihn gewesen war. Ich nahm mir vor, ihm, wenn es irgend möglich wäre, für heute noch ein Bett in einer Farm zu verschaffen. Ich habe ihm dann auch eins verschafft, aber nicht in einer Farm.

Nachmittags gegen 2 Uhr erreichten wir einen Store an der Bahn. Der Besitzer gab uns nichts, doch sagte er, in einer halben Stunde könnten wir Highbridge, ein Städtchen, erreichen. Dort würden wir genug zu essen bekommen. Wir trabten also die Schienen entlang weiter. Wirklich sahen wir nach einiger Zeit den Bahnhof vor uns liegen. Wir machten vor einer Brücke Halt, die einen Fluß und neben diesem eine Straße überspannte. Die Gleise lagen nicht direkt auf dem gemauerten Brückenbogen, sondern etwa fünfzehn Meter darüber. Der Damm war auf der Brücke zu beiden Seiten der Gleise mit scharfkantigen, spitzen Bruchsteinstücken mehr bestückt als gepflastert. Moses wollte oben bleiben, Kurt und ich stiegen hinunter, um in der Stadt nach Arbeit und etwas Genießbarem Umschau zu halten. Auf dem Wege meinte aber Kurt, es sei besser, Moses mitzunehmen, manchmal gäbe es hier so etwas wie ein Krankenhaus, wo er vielleicht Aufnahme finden könne. Ich war derselben Meinung, wir gingen also noch einmal hinauf. Kurt war eher oben als ich, er drehte sich nach mir um und sagte: „Wo will denn Moses hin, der läuft ja fort?“

Ich sah ihn auch gehen und dann über der Brücke stehen bleiben und hinabschauen. Eine furchtbare Ahnung stieg in mir auf. Ich rannte vorwärts, auf ihn zu. Drei Schritte war ich noch von ihm entfernt, da drehte er sich um. Er hob wie grüßend die Hand, dann trat er über den Rand hinaus. Einen Augenblick schien es, als schwebte er in freier Luft, dann neigte er sich nach vor und stürzte hinab. Im letzten Moment wollte ich ihn noch halten und bog mich vor — ich hätte fast selbst das Gleichgewicht verloren; Kurt rief mich zurück. Und dann sahen wir den Körper des Unglücklichen wie einen Gummiball von Stein zu Stein springen, aufschlagen und weiterrollen und springen, bis ein flatschender Schlag, ein Hochaufspritzen des Wassers dem letzten Akte dieses Dramas ein Ende machte.

In später Abendstunde fanden sie den Leichnam. Ich hatte dem Scherif der Stadt Mitteilung von dem Geschehenen gemacht. Wir halfen den Toten in die Leichenhalle tragen. Sein Gesicht war nur wenig verleht, über den Schädel hatten wir ein Tuch gebreitet; er hatte keinen Hinterkopf mehr. Wir brückten ihm ein letztes Mal die Hand.

Am nächsten Tage wanderten wir weiter. Wir liefen noch einmal zurück bis auf die Brücke und sahen eine Weile hinunter. Die Sonne schien fast über blauschwarze Wolkenschwände herab, unten schloß der gelbe Fluß ins regennasse Land hinaus. Graugrün war es, mit großen, hellen Flecken weißen Sandes gesprenkelt.

Dann turnten wir wieder über die Schwellen, stumpf und schweigend, rechts und links eine im Sonnenschein glitzernde Schiene, weiter, immer weiter. . . .

Jungfernzeugung.

Von Alwin Rath.

Gewöhnlich entwickelt sich bei den meisten Lebewesen die Eier erst, wenn eine Samenzelle in sie eingedrungen ist. Von diesem scheinbar feststehenden Entwicklungsgrundsatz gibt es aber so viele

Ausnahmen, daß man ihn fast nicht mehr ganz als „Regel“ annehmen kann. Bei vielen Wesen beobachtet man, daß ganze Reihen von Geschlechtern geboren werden, ohne daß irgend ein Paarungsakt zwischen den gebärenden Weibchen und den etwa vorhandenen Männchen vorgegangen wäre. Es liegt hier Parthenogenese, Jungfernzeugung, vor. Den vollkommenen Beweis der Möglichkeit solcher Zeugung erbrachte zuerst im Jahre 1845 Dzierzon, ein Pfarrer aus Karlsmarkt in Schlesien. Damals veröffentlichte er seine Untersuchungen über die eigenartigen Geschlechtsverhältnisse der Honigbiene. Weitere Bahnbrecher auf diesen merkwürdigen Seitenwegen der Natur wurden dann mit ihren anatomischen und experimentellen Untersuchungen Leudart und Siebold.

Ganz winzige Organismen unseres Süßwassers, die höchstens 1—2 Millimeter lang werden, die Naderierchen, haben durch diese Untersuchungen eine gewisse Bekanntheit erlangt. Denn man hat konstatiert, daß aus einem befruchteten Ei stets ein Weibchen geboren wird, das sich dann weiter, aber ohne Paarung, durch Jungfernzeugung fortpflanzt. Aus den sogenannten Subitaneiern dieser Tiere, die sich durch ihre dünne Schale auszeichnen, gehen immer wieder nur Weibchen hervor, bis dann plötzlich bedeutend kleinere Eier auftreten, aus denen sich auch auf dem Wege der ungeschlechtlichen Erzeugung Männchen entwickeln. Die Männchen aber paaren sich zum Herbst mit dem Weibchen, worauf diese die zur Ueberdauerung des Winters bestimmten „Dauerier“ legen, aus denen dann im Frühling und den Sommer hindurch wieder nur weibliche Naderierchen auf parthenogenetischem Wege sich weiterzeugen.

Diese zweierlei Fortpflanzungsarten kommen auch bei unseren niedersten Krebschen, bei den Daphniden, den Wasserflöhen vor. Andererseits aber hat man hier feststellen müssen, daß bei den Kiemenfüßern, nahen Verwandten der Wasserflöhe, neue Abweichungen vorkommen. Siebold konnte in einer Pflanze, in der eine Art, *Apus canaliculatus*, hauste, trotz jahrelanger Untersuchungen nie ein Männchen finden. Trotzdem, es gibt Männchen dieser Art und es findet auch eine geschlechtliche Fortpflanzung statt. Bei einem anderen Kiemenfüßer aber, *Limnadia Hermannii*, hat man bis jetzt überhaupt keine Männchen gefunden. Diese wirklich „Emanzipierten“ bilden also einen reinen Weiberraum, in dem das männliche Individuum vollständig überflüssig geworden ist.

Auch unsere Blattläuse zeigen in ihrer Fortpflanzung ebenso wie die Wasserflöhe den Wechsel zwischen Jungfernzeugung und Geschlechtszeugung. Aber dieser Generationswechsel ist nach den Ausführungen Herbsts hier noch komplizierter. Die Männchen und Weibchen der geschlechtlichen Generation der Neblaus sind rüssel- und darmlos. Das befruchtete Weibchen legt nur ein einziges Ei, das überwintert und im Frühjahr die rüssel- und darmbesitzende Stammutter einer ganzen Reihe von Generationen parthenogenetischer flügelloser Weibchen aus sich hervorgehen läßt. Im Hochsommer entstehen dann aus diesen flügellosen Weibchen ebenfalls durch Jungfernzeugung sogenannte sexupare Weibchen mit Flügeln, die wiederum auf parthenogenetischem Wege die Geschlechtsgeneration, Männchen und Weibchen, hervorbringen, worauf dann der abgeschlossene Kreislauf wieder von vorn beginnt.

Einige interessante Fälle von Jungfernzeugung hat Siebold auch bei Schmetterlingen gefunden. So bei zwei Motten, *Solenobia triguetrella* und *Solenobia lichenella*. Hier haben die Weibchen überhaupt keine Flügel und kriechen jedes „weiblichen Meizes“ entbehrend in sackförmigen Hüllen herum, die sie sich zum Schutz ihrer weichen Leiber gesponnen haben. Dieser Raupensack ist bei *Psycho belix* wie ein Schnedenhaus gewunden und außen mit Sandkörnern „verputzt“, die das Tierchen mit seinem Speichel aneinanderklebt.

Aber auch bei den Blattwespen, bei Wespen, Ameisen und Gallwespen und nicht zuletzt bei den Bienen ist die Jungfernzeugung etwas Alltägliches. Für uns am interessantesten dürfte wohl die teilweise Parthenogenese der Bienenkönigin sein. Dzierzon entdeckte hier, daß aus unbefruchteten Eiern Männchen (Drohnen) und aus befruchteten Eiern Weibchen (Arbeiterinnen und Königinnen) kommen. Die Bienenkönigin wird nur einmal, während ihres Hochzeitsfluges, begattet. Man hatte früher angenommen, sie lege periodisch bald befruchtete, bald unbefruchtete Eier. Aber hier lag ein Irrtum vor, denn wenn man z. B. die Drohnenzellen, die bis Arbeiterinnen gebaut haben, aus dem Stock herausnimmt und dafür Arbeiterinnenzellen an die Stelle setzt, so legt die Königin richtig befruchtete Eier hinein und nicht unbefruchtete, aus denen Drohnen hervorgehen würden. Es ist klar, daß sie sich nach der Zelle richtet, in der sie ihren Leib beim Legen hineinsteckt. Ist die Zelle eine enge, eine Arbeiterinnenzelle, so ist die einschränkend wirkende Erregung der sensiblen Nerven des Hinterleibes der Königin so stark, daß die Bewegungsnerven der Muskeln der Spermapumpe mit erregt werden und der Same aus dieser Pumpe austritt. Dieser in neuerer Zeit von dem Zoologen Dreßlau eingehend beschriebene Apparat befindet sich am Eingange der Samenblase, dem *Coenocaulum sominis*, in dem die Bienenkönigin jahrelang die befruchtende Flüssigkeit aufbewahrt. Steckt die Königin aber ihren Leib in eine weite Drohnenzelle, so werden die entsprechenden Nerven nicht gereizt, die Pumpe tritt nicht in Bewegung, es wird kein Same aus dem Behälter gesaugt, das Ei geht unbefruchtet durch den Eileiter, und es wird daraus ein Männchen, eine Drohne.

Die Annahme, die Bienenkönigin verfüge über zwei verschiedene Sorten Eier, ist also falsch. Verschieden ist nur der Grad der

Reizung, die von der engeren oder weiteren Oeffnung der jedesmaligen Legezeile ausgeht, und davon hängt ab, ob ein männliches oder weibliches Tier erzeugt wird.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die antiseptische Zigarre. Eingefleischte Raucher, die aus Gesundheitsrücksichten auf den geliebten Tabak verzichten müssen, suchen ihre Gelüste zu täuschen, indem sie ihre Zuflucht zu Produkten nehmen, die mit dem Original nur noch den Namen gemein haben, so z. B. zu Zigaretten, die aus Pfeifferminz und ähnlichen wohlriechenden Stoffen hergestellt sind, deren Verbrennung Dämpfe ergibt, die nicht wie der Tabak die Nerven angreifen. Die „Amisbau“ weist auf einen Bericht der „Nature“ hin, demzufolge ein erfindungsreicher Franzose seinen Landsleuten das Neueste auf diesem Gebiete zur Verfügung gestellt hat: die Zigarre ohne Feuer, d. h. ein Nachwerk, das ohne Tabak, ohne Feuer Rauch entwickelt, wobei der Rauch noch feimtötende Wirkung haben soll. Diese sogenannte Zigarre, die von außen aussieht wie jede andere, besteht aus einem mit tabakbraunem Papier umklebten Glasrohr und ist zur Erhöhung des Vertrauens mit einem bunten Papierlinge versehen. In dem spitzen Ende der Zigarre befindet sich ein kleines Loch. Am anderen Ende ist das Glasrohr mittels eines harzigen Stoffes verschlossen; hinter diesem Harzpfropfen befindet sich eine Schicht zerkleinerten Zimtes, dann folgt ein Häufchen zerkleinerten Bimssteines, der mit Salzsäure getränkt ist. Den Schluß des Innern der antiseptischen Zigarre bildet ein Pfropfen aus weichem Harz, der in seiner Hohlung Stückchen von tolsensaurem Ammon enthält. Die „Zugangsehung“ einer solchen Zigarettenprelle vollzieht sich so, daß mittels einer gleich mitberausten Nadel der vordere Harzpfropfen durchstochen wird. Saugt man dann an dem spitzen Ende der Zigarre, so geben die Ammonialdämpfe bei Berührung mit der Salzsäure dichte Rauchmengen, denen durch das Zimtpulver Wohlgeruch verliehen wird. Der Genuß für das Auge ist jedenfalls größer als für Nase und Gaumen.

Lebensblätter.

„Ich ging im Walde so für mich hin...“ Während im Osten Deutschlands in schweren Kämpfen um die Befreiung des Vaterlandes vom fremden Joche gerungen wurde, ritt Goethe auf stillen Wegen dem lieblichen Jmenau zu. Es war am 28. August des Jahres 1813, und dem Dichter mochte auf seinem einsamen Wege die Erinnerung aufsteigen, daß gerade ein Vierteljahrhundert darüber hingegangen war, seit er in diesen Sommer-tagen Christiane Vulpius gefunden und zu sich ins Haus genommen hatte. 25 Jahre — wie bitter einsam hatte er sich doch damals nach der Rückkehr aus Italien in dem nordischen Neste, unter den Philistern und Klatschmäulern von Weimar gefühlt, und Welch ein Herzenstrost war es ihm gewesen, daß er dies natürlich-liebliche Geschöpf fand, das ihn mit seiner herzlichen Liebe so innig erwarnte. In dieser Stimmung geschah es, daß Goethe an jenem Tage eines seiner schönsten Gedichte schuf; jedermann kennt es, dies liebliche „Ich ging im Walde so für mich hin...“

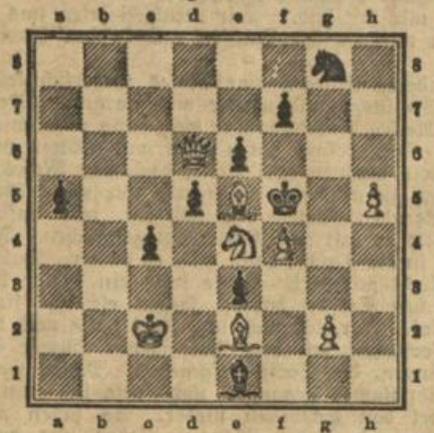
In zartester Weise ist in diesem Gedichte gleichsam die ganze Geschichte seiner Beziehungen zu Christiane verdichtet; denn das Gedicht drückt den Gedanken aus, daß das Mädchen nicht eine zum Gebrochenwerden bestimmte Blüte für einen augenblicklichen Genuß ist, sondern als Ehefrau und Mutter von Kindern lange das Haus des Mannes, der sie gewählt, fortblühend verschönt. Als Ehefrau und Mutter wartete Christiane jetzt in Goethes Hause, und so war dies Gedicht eine zarte Huldigung, die der Dichter ihr darbrachte. Daß Goethe bei dem Gedichte wirklich an Christiane gedacht hat, darauf hat schon Niemer hingewiesen, und später konnte festgestellt werden, daß die Handschrift des Gedichtes die Aufschrift „Frau v. Goethe“ trug. So gewinnt es einen besonderen Sinn, daß der Dichter am 28. August an Christiane schrieb: „Daß ich unterwegs heiter war, saht Ihr aus den Versen.“

Physikalische.

Die Zugkraft der Automobile. Während man über die Last, die ein Pferd fortbewegen kann, vollständig im Klaren ist, hat man über die Zugkraft, die ein 12-18 PS-Automobil zu entwickeln imstande ist, gemeinhin keine rechte Vorstellung. Man hat in Amerika im Interesse der Lösung dieser Fragen in letzter Zeit eine Reihe von Versuchen angestellt, die allen Anspruch auf Beachtung machen dürfen. Es wurden zu diesem Zwecke ein 40 PS starkes Automobil im Gewicht von 2000 Kilogramm vermittels eines Nabels, das von der Hinterachse des Automobils zum Schienraum der Lokomotive lief, vor eine Lokomotive von 110 Tonnen gespannt. Nachdem man den Motor angefahren hatte, stellte man fest, daß die Räder des unbefestigten Automobils sich auf dem Boden auf der Stelle drehen, ohne vorwärts zu kommen. Man besetzte dann, um den nötigen Ballast zu schaffen, den Wagen mit sechs Personen. Jetzt bewegte sich das Automobil vorwärts und zog mühelos die enorme Metallmasse der Lokomotive hinter sich her.

Schach.

Unter Leitung von E. Klappert.



2 ♠ (1 ♠ ♣ ♣ ♠)

Die Breslauer Variante wird in der Schachpresse noch immer debattiert. Nach 1. e4, e5; 2. Sf3, Se6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0-0, Sx04; 6. d4, b5; 7. Lb3, d5; 8. d×05, Le6; 9. 08, Le7; 10. Te1, 0-0? (So5!) 11. Sd4 (Sbd2!) 11. Sx05 (dies ist „Breslauisch“). Vorsichtiger Sx04! 12. f3, Ld6; 13. f×e4 hatte Dr. Tarraich unter Hinweis auf nunmehr Dh4 die Urheber-schaft der Variante zwar „für sich in Anspruch genommen“, jedoch gleichzeitig erklärt, „er überlasse die weitere, begründende Ausführung a anderen“ . . . ? . . . Unter diesen anderen erscheint jetzt die sehr beachtenswerte analytische Kraft von Meister R. Reichmann. Er bestreitet zwar nicht unsere Behauptung, laut der die Methode von Dr. Tarraich, in „Dh4“? bestehend, zumungunsten von Schwarz ausfällt; aber er glaubt, beim Breslauer Zuge 13. Lg4!, bei dem wir nach 14. Sf3! ebenfalls „noch nicht sehen, wie der Angriff von Schwarz durchdringt“, sei dies letztere doch der Fall. Nach 14. Sx03!; 15. g×f3 setzt er nämlich nicht wie wir mit Lxh2? fort, sondern wie folgt: „15. Dh4; 16. f×g4, Lxh2!; 17. Kg2, Dg3!; 18. Kh1, Dh3; 19. De2!, Lg3!; 20. Kgl, Lx01; 21. Lx05, Tad3“. Hier schließt er mit der Annahme, „daß Weiß die Partie nicht wird halten können“. Wir akzeptieren diese in der Tat beiderseits bestmögliche Spielweise, schätzen aber die Schlußstellung anders ab. Man prüfe z. B.: 22. Dg2, Dh4 (Dd3; Lg5); 23. Sd2, LxS (sonst Sf3); 24. LxL, Tad3 (06; Lx06, Tad3; 05); 25. 06, Tg6; 26. Lf3, f5 (h5; g5); 27. Tf1, h5 (Kg8; Ld1); 28. Dh2, D×D!; 29. K×D, h×g4; 30. Ld5!, Kh8; 31. Kg3 und gewinnt (droht Th1!). Bei zahlreicher Fortsetzung der Nachziehenden behauptet Weiß das materielle Uebergewicht von 2 L gegen T und B. Wir können also unsere Zweifel noch nicht aufgeben, weil auch Reichmanns starke Fortsetzung einer weiteren Klärung bedarf.

Damengambit.

Aus dem letzten Turnier von Scheveningen (Holland) 1913.

J. Riezes. D. Breges.

1. d2-d4 d7-d5

2. 02-04 07-06!

3. Sb1-c3

Ueblicher und besser ist 02-03

oder Sf3.

3. 07-06!

Von Klappert analysiert und emp-

fohlen. Jedoch von Winawer und

Marco herrührend.

4. 02-03

Die Annahme des Opfers ist un-

günstiger. 3. B.: 4. d×05, d4;

5. Se4, Da5!; 6. Sd2!, Sd7!

(D×05!; Sg3 nebst event. Se4)

7. Sf3 (f4?); wird mit Sg8-h6-f5

-03 beantwortet) 7. Sx05;

8. SxS (Sx04, Sx04) 8. D×S;

9. Sf3, Lb4!; 10. Ld2, Dd6;

11. Sx04, D×S; 12. LxL, D×b2;

13. Tb1, D×a2; 14. Te1, 05!;

15. Le3, Sf6; 16. Dd6, Da3;

17. Te2, Le6 zc. Eher zugunsten

von Schwarz.

4. 05×d4!

Auf 4. 04?; 5. Db3 entsteht

die französische Partie mit vertauschten

Rollen, wobei Weiß aber noch um ein

Tempo mehr hätte.

5. 03×d4 Sg3-f6

6. Sg1-f3 Lf8-b4

Vorsichtiger Le7 und 0-0.

7. Dd1-b3? Dd3-e7!

8. Lc1-e3 0-0

9. Lf1-d3 d5×04

Auf 9. Sg4; 10. 0-0, SxL

folgt Te1.

10. Ld3×04 b7-b5

11. Lc4-d3 Sf6-d5

12. Sf3-e5

Run wäre 12. 0-0 wegen 12. . . .

SxL; 13. Te1, Le6 fehlerhaft.

12. Lb4×03!

13. b2×03 Sd5×03

14. f2×03 Sb8-d7

15. 0-0

Vorzuziehen war 15. Dc2, SxS;

16. d×05, D×05; 17. Lxh7!,

Kh8; 18. 0-0 zc.

15. Sd7×05

16. d4×05 De7×05

17. Tf1-f3 g7-g6

18. Ta1-f1 Le8-e6

19. Dh3-c2 Ta8-d8

20. a2-a3

Schwarz drohte De5-d5×a2.

Verhältnismäßig besser war aber

03-04.

20. De5-d6

21. Ld3-e2 Dd6×a3

Mit dem Gewinn des zweiten

Bauern ist das Schicksal der Partie

besiegelt.

22. Tf3-f6 b5-b4

23. 03×b4 Da3×03!

24. Tf1-f2 Td8-d2

25. Tf6-f3 De8×f2!

Aufgegeben.